

Vom Adelsspiel zum Bürgervergnügen – Zur sozialen Relevanz des mittelalterlichen Schachspiels – *

von RAINER A. MÜLLER, Eichstätt

I. Traditionswege

Aussagen zum Thema „Schachspiel im Mittelalter“ bedürfen keiner detaillierten Schachhistorie im Sinne einer ausführlichen Erzählung über Ursprung und Wandlung eines Spiel-Typus', wohl aber einführender Bemerkungen über Traditionswege und Spielstrategie, die die wachsende Beliebtheit wie auch die Symbolkraft des Schachspiels erklären helfen.

Die reiche Schachliteratur¹ zeigt, daß die Wurzeln des heutigen Zwei-Parteien-Spieles in einem indischen Vier-Parteien-Spiel liegen, aus dem sich zahlreiche Varianten ableiteten. Zweifellos hat man in der Antike im östlichen Mittelmeerraum und im vorderen Orient Schach gespielt, wobei die damals gebräuchlichen Spielzüge offenbar auf persische Usancen zurückgehen, mit denen man sich zur Zeit Alexanders des Großen bekannt machte und die späterhin auch in die arabisch-islamische Kultur Eingang fanden. Mohammed, der jeglichem Spiel abhold war, erwähnt im Koran das Schachspiel nicht. Spätere Auslegungen suggerieren jedoch eine Toleranz, die sich auf all jene Spiele bezog, die sich deutlich von Glücksspielen abgrenzten. Dabei galten die Araber – wie im übrigen auch die Juden – als Meister des Schachspiels.² Vielfach belegt ist ihre Spielweise mit abstrakt gestalteten Figuren, so daß ihrem streng befolgten Bilderverbot Genüge getan war.

* Erstveröffentlichung in: Archiv für Kulturgeschichte 82 (2000) S. 67-91

¹ Standardwerke zur Schachhistorie: L. BACHMANN, Das Schachspiel und seine historische Entwicklung, 1920; R. EALES, Chess. The History of the Game, 1985; R. FINKENZELLER (u.a.), Schach - 2000 Jahre Spielgeschichte, 1989; H. GOLOBEK, A History of Chess, 1976; G. HIMMELHEBER - U. SCHNEIDER, Schönes Schach (Katalog) 1988; A. KIEFER, Das Schachspiel in Literatur und Kunst, 1958; SILBERMANN-UNZICKER, Geschichte des Schachs, 1975, S. 331ff. Th. v. D. LASA, Bemerkungen über das mittelalterliche Schachspiel, 1892; A. VAN DER LINDE, Geschichte und Literatur des Schachspiels, 2 Bde., 1874; H.F. MABMANN, Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des Deutschen Schachspiels, 1839; H.J.R. MURRAY, A History of Chess, 1913; J. PETZOLD, Schach. Eine Kulturgeschichte, 1986; H. WICHMANN, Schach. Ursprung und Wandlung der Spielfigur in zwölf Jahrhunderten (Katalog), 1960. Vgl. auch demnächst R.A. MÜLLER, Il gioco degli scacchi come metafora della società tardomedievale, in: Ludica (im Druck).

² Siehe etwa R. WIEBER, Das Schachspiel in der arabischen Literatur von den Anfängen bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 1972; zum Problemfeld Schach-Judentum vgl. MURRAY S. 446f.

Arabisch-islamischen Kontakten in Europa zu danken ist die Übernahme dieses stark orientalisches geprägten Brettspieles im christlichen Abendland. Mag sich, was die frühesten Belege dieser Art betrifft, die Nachwelt manch schmückendes Beiwerk erdichtet und den sagemuwobenen König Artus, am Spieltisch sitzend, Schachspielenden byzantinischen Kaisern beigesellt haben, von denen man immerhin weiß, daß sie im frühen 9. Jahrhundert dieser Zerstreung huldigten, so beginnt mit Karl dem Großen das Terrain der Überlieferung fester und vor allem konkreter zu werden. Was die Geschichtsschreibung des 12. Jahrhunderts in ihrer stark legendären Ausrichtung über des Kaisers Spielfreude berichtet, läßt sich zurückführen auf ein elfenbeinernes Schachspiel, ein (legendäres) Geschenk des Kalifen Harun al Rashid an Karl den Großen, das als berühmtes Kleinod und hochrangiges Beweisstück der Louvre aufbewahrt – Beweisstück nicht nur für die Spielkenntnis des Kaisers, sondern vor allem auch für die befruchtenden Einflüsse der islamischen Kultur und die Vermittlerrolle Spaniens.³

Für die folgenden Jahrhunderte bieten den erstaunlichen Funden der Mittelalterarchäologie erste zeitgenössische schriftliche Quellen ein ideales Äquivalent. Kostbare Schachfiguren adeliger oder kirchlicher (St. Denis, Aachen) Provenienz aus dem 11. und 12. Jahrhundert berechtigen um so mehr zu der Annahme, daß das Spiel nach der Jahrtausendwende in diesen Kreisen hinreichend verbreitet war und sich großer Wertschätzung erfreute, als uns ein aus dem späten 10. Jahrhundert vermutlich im Kloster Einsiedeln entstandenes Gedicht gerade darüber aufzuklären sucht: *Versus de scacchis*, so sein Titel, belehrt über Figuren und Spielregeln und hebt den Wert des Schachspieles als vortreffliches Mittel rekreierender Zerstreung bei gleichzeitiger geistiger Inanspruchnahme und hoher Konzentration hervor. Das, was offenbar auch damals schon die Spieler ihres Zeitvertreibes nicht recht froh werden ließ, die Frage nämlich, inwieweit das Spiel erlaubt sei oder nicht, läßt der Autor des Traktates außen vor. Sofern es nicht um „Geldgewinn“ gehe, sei es prinzipiell zu dulden, konzidiert er.⁴

Anders liegt der Fall 1061/62, wo dieselbe Frage nicht Gegenstand literarischer Erörterung ist, sondern zum Anlaß eines Streitfalles wird. Petrus Damiani, Bischof von

³ Bildnisse bei WICHMANN Nr.1-3, 23-29; vgl. u.a. zur „Schach-Archäologie“: A. KLUGE-PINSKER, Schach und Trictrac - Zeugnisse mittelalterlicher Spielfreude in salischer Zeit, 1991 (mit weiterführender Literatur).

⁴ Edition: MGH Poetae Latini Medii Aevi V, 1979, S. 652-655; MURRAY S. 512ff.

Ostia, beschuldigte in einem berühmt gewordenen Brief an Papst Alexander II. seinen Bruder im Amte, den Florentiner Bischof, auf einer gemeinsamen Reise die Nacht im Wirtshaus beim Schachspiel verbracht zu haben.⁵ Da das kanonische Recht, wie noch zu zeigen sein wird, keine eindeutigen Direktiven gab, nach allgemeiner Interpretation nur das Glücksspiel ausschloß, glaubte der Beschuldigte, die Anwürfe leicht entkräften zu können: Nicht dem Würfelspiel habe er gefröhnt, sondern Schach gespielt, verteidigte er sich, wohl darauf hoffend, daß der Papst den Unterschied gebührend würdige und das intelligente Strategiespiel der höheren Stände nicht mit einem Hazardspiel einfacher Glücksritter gleichsetze.

Die Frage des erlaubten oder verbotenen Spieles beschäftigte die in der Folgezeit, vor allem seit dem 12. Jahrhundert, breit und ausführlich einsetzende Schachliteratur immer wieder, aber doch nicht so zentral, daß darüber der künftig alles beherrschende Gesichtspunkt – die Darstellung des Schachspieles als königlich-ritterliches Spiel – an Dominanz eingebüßt hätte. Im „Ruodlieb“,⁶ dem „ältesten deutschen Roman“, wie einer seiner Editoren das lateinische Versepos aus der Mitte des 11. Jahrhunderts bezeichnete, berichtet der Erzähler von seiner Reise nach Afrika und der vermittelnden Friedensmission, die ihn an einen der dortigen Höfe führte. Hier konnte er sich als exzellenter Schachspieler erweisen, der nicht nur den Oberstmarschall und die Hofräte besiegte, sondern in drei Partien auch den König schlug. Des Helden Sorge, bei einem Sieg über den König sein Leben zu verscherzen, beruhigte dieser mit den Worten: *Hunc ludum tibi censeo semper amandum.*⁷

Der Ruf, ein königliches Spiel zu sein, der dem Schachspiel fortan eignete, war von der lateinischen Literatur des Mittelalters gelegt worden und konnte von der mittelhochdeutschen nur noch vertieft werden. Der Pfaffe Konrad aus Regensburg jedenfalls, den Heinrich der Löwe mit der Bearbeitung des französischen „Chanson de Roland“ beauftragt hatte, ließ sich in seinem „Rolandslied“ (um 1170) die Gelegenheit nicht entgehen, den Heidenbezwinger Karl den Großen als passionierten Schachspieler zu schildern, der, sich und die Welt vergessend, leuchtenden Auges am Schachbrett seinen nächsten Zuges bedachte:

*si vunden den keiser swâre
ob dem scâchzable.*

⁵ Text vgl. MURRAY, App. 3, S. 414f.

⁶ Edition: u.a. SIMROCK, Heldenbuch, 1871: IV, Vers 185-230. Auch MURRAY S. 415f.

⁷ L.c. (V. 2 28; S. 36); vgl. auch F.P. KNAPP, Ruodlieb, 1977.

*sîn antlize was wunnesâm,
iâ lûhten sîne ougen
sam der morgensterre ...*⁸

Deutlich prosaischer geht es zu im „Parzifal“ Wolframs von Eschenbach an der Wende zum 13. Jahrhundert. Das an einer eisernen Kette befestigte, oft benutzte Schachbrett (*ûf disen vierecken schilt was schâchzabels vil gespilt*) wird von der in Bedrängnis geratenen Schloßherrin kurzerhand als Schild respektive Waffe zweckentfremdet, dem Helden Gavan in die Hand gedrückt, auf daß er sich damit schütze und verteidige. Die Königin selbst warf den andrängenden Feinden die schweren Schachfiguren entgegen – eine mutige Tat, wie der *phaffe Chunrat* neidlos einräumt: *diu küniginne rîche streit da ritterlîche*.⁹

Wir brechen unsere literarische Tour d'horizont an dieser Stelle ab mit dem Hinweis auf eine Gattung sui generis: die Schachzabelliteratur, die, in der Tradition des wirkmächtigen Jakob von Cessolis stehend, das Schachspiel metaphorisch ausdeutet und uns an anderer Stelle eingehend beschäftigen wird.¹⁰ Jakob von Cessolis wiederum ist nicht zu verstehen ohne den Schachtraktat „Libros de Acedrex“ König Alfons X. von Kastilien aus dem Jahre 1283, einem großartigen – reich illuminierten – Regelwerk,¹¹ das spieltechnisch schulbildend wirkte, langfristig gesehen aber dadurch, daß es der Endspielsituation eine ungeheuerere Dramatik zuwies, den Charakter des Gesamtspieles veränderte. Was Spezialisten um so faszinierender fanden, begann jene zu langweilen, die das amüsante, gleichwohl intelligente Gesellschaftsspiel gepflegt hatten.

Erinnern wir uns kurz der allgemeinen Spieltechnik: Auf acht-mal-acht weiß-schwarz kombinierten Feldern bekämpfen sich zwei Armeen von jeweils 16 Figuren.

⁸ Zum Autor s. NDB 12 (1980) S. 547f.; Verf. Lex. V (1985) Sp. 115ff.; Ed.: Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, hg. v. C. WESLE, Tübingen³1985, S. 20, Verse 681-687; ferner MABMANN 63.

⁹ Edition: Wolfram VON ESCHENBACH, Parzifal, I-II, rev. Ausgabe nach K. LACHMANN, komm. v. E. NELLMANN, übetr. v. D. KUHN, 1994, V. 408, 16ff.

¹⁰ Siehe S. 19ff.

¹¹ Vgl. u.a. Alfonso EL SABIO, Libros de Acedrex, Dados e Tablas - Das Schachzabelbuch Alfons des Weisen, hg. u. übers. v. A. STEIGER, 1941. Zu nennen ist auch der spätmittelalterliche Traktat des „Bonus socius“; vgl. MURRAY S. 618ff.; der Traktat, mit einer reichen französisch-deutschen Handschriftenüberlieferung, enthält 194 Schachprobleme; diese u.a. bei MURRAY S. 636-642. Ähnlich auch der Schachproblemtext des *Civis Bononiae*; vgl. MURRAY S. 643ff.; der Traktat umfaßt 288 Schachprobleme; der Kompilator stellt seinem Programm ein Gedicht als Einleitung voran und nennt sich darin: *Civis sum Bononiae*. Problemstellungen vgl. MURRAY S. 654-699. Zur Spielregel vgl. u.a. WICHMANN S. 52ff.; MURRAY S. 776ff.

Jede Armee besteht aus sechs verschiedenen Figurenarten, von denen zwei jeweils einmal vertreten sind (König, Königin), drei doppelt (Läufer, Springer, Turm) und eine achtmal (Bauer). Ziel des Spieles ist die Ausschaltung des Königs/Schahs im „Schach matt“. Jede der Figuren präsentiert einen sozialen oder militärischen Rang, dem auf dem Brett unterschiedliche Bewegungsmöglichkeiten zugestanden und verschiedene Schlagvarianten erlaubt sind. In die Zeit des hohen Mittelalters fällt die Mutation des Feldherrn zur Königin, ein in vieler Hinsicht hochinteressanter Bedeutungswechsel, da die Königin vielfach – wenngleich nicht durchgängig – mit Maria, der Himmelsherrscherin und allseits verehrten Streiterin für Recht und Gerechtigkeit, identifiziert wird. Andererseits komplettiert sie als weibliches Pendant zum König den höchsten sozialen Rang in geschlechtsspezifischer Hinsicht und erleichtert so die sozialmetaphorische Ausdeutung.¹²

Wenn die Rede davon war, daß die Hoch-Zeit des Schachspieles als standesgebundenes, nobles Freizeitvergnügen sich mit dem 14. und 15. Jahrhundert ihrem Ende zuneigte, so hatte dies mehrere Gründe: Sich allmählich verändernde Lebensumstände, sich wandelnde kulturelle Interessen einer nicht unmittelbar in den Arbeitsprozeß eingebundenen Bevölkerungsschicht,¹³ dann aber auch die

¹² Vgl. grundsätzlich PETZOLD S. 150ff.; DERS., Wie erklärt sich der Name Dame im Schach?, in: Rochade 1994, S. 51ff.; MABMANN 32ff.; K. SCHREINER, Maria- Jungfrau, Mutter, Herrscherin, 1994, S. 310ff.; MURRAY S. 423ff. Die ethymologische Herleitung verlief über Wesir=vierge; regina; Notre Dame; Maria. PETZOLD benennt zwei wichtige Stellen, die eine Identifikation Marias mit der Schachkönigin plausibel erscheinen lassen:

- Gesta Romanorum, hg. v. W. TRILLITZSCH, 1973, Kap. 166, S. 179f.: Während der König mit Christus identifiziert wird, lautet es zur Königin: *Endlich nimmt er auch die Königin mit sich, das heißt die fromme Mutter der Erbarmens, unsere Frau Maria*

- Bei Meister Ingold befindet sich im „Goldenen Spiel“ (hg. v. E. SCHRÖDER, 1882, S. 41) folgende Stelle: *In dem Himmel ist Jesus Christus ... ein König. Desgleichen ist auch die Mutter des Königs eine Königin der Engel und himmlischen Heerscharen. Maria, die gewaltige Kaiserin hat noch kein Spiel verloren.*

Ein konträre Darstellung freilich im Umkreis des Echecs amoureux (E. SIEPER, Les Echecs amoureux, 1898, S. 165ff.: *Die Königin im Schach steht für die Damen oder Frauen, die ja sehr notwendig sind in den Beziehungen der Menschen.. Wenn ein König oder ein Prinz in den Krieg zieht, führt er seine Frau mit sich, wegen seiner sehr großen Liebe zu ihr ... und um besser gegen Hurerei gefeit zu sein ...*

¹³ Vgl. zur sozialen Reflexion u.a. A. BIENERT, Die Arbeit nach der Lehre der Bibel, 1954; J. HEERS, Le travail au Moyen Age, 1965; Lex. d. Mittelalters I (1980) Sp. 869ff.; E. TRUNZ, Der deutsche Späthumanismus als Standeskultur um 1600, in: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 21 (1931), S. 17ff.; SCHWER W.- MONZEL N., Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters, ²1952, S. 74f.; G. FRANZ, Tugenden und Laster der Stände in der didaktischen Literatur des späten Mittelalters, Diss. masch. Bonn 1957; A.V. MARTIN, Soziologie der Renaissance, 1932; W. KÖLMEL, Soziale Reflexion im Mittelalter, 1985, S.170ff.; K. WIEDEMANN, Arbeit und Bürgertum. Die Entwicklung des Arbeitsbegriffs in der Literatur Deutschlands an der Wende zur Neuzeit, 1979, S. 12ff.

Popularisierung des Spieles selbst (u.a.) durch neue Regeln, hoben die bisherige gesellschaftliche Exklusivität auf und erschlossen einen neuen Interessentenkreis, den mehr Spielleidenschaft ans Brett getrieben haben mag als pure Spiellaune. Der Adel selbst wandte sich leichteren und kürzeren Unterhaltungsformen zu: neben dem Würfelspiel auch dem simplen Kartenspiel.¹⁴

II. Schach und Adel

Innerhalb der Zivilisationshistoriographie wird oftmals betont, daß die Spiel- und Abenteuerlust mittelalterlicher Adelige deren isolierter, unproduktiver Lebensweise auf den Burgen entsprungen sei. Kriegshändel, Kreuzzüge, Turniere, Minne- und Aventedichtung, dann aber auch das Schachspiel seien „für diese nicht durch Arbeit ausgefüllte[n] Existenz[en] eine wahre Labsal“¹⁵ gewesen. In der „Histoire de la littérature de France“ von J. Demogeot von 1857 steht zu lesen: „Man denke sich die Langeweile und Monotonie, welche in den feudalen Sitzen herrschte, um sich eine Vorstellung von der Freude zu bilden, mit der Märchendichter und Troubadour empfangen wurden. Dort oben auf dem Felsen liegt die einsame Feste, durch hohe Mauern umgeben, deren enge Schaulöcher nur ein blasses und trübes Licht einlassen. Rings um die Burg dürftige Hütten, knechtische Bauern innen die Burgfrau mit ihren Töchtern ... Der Burgherr zeichnet sich bloß in der Fertigkeit mit dem Schwerte, im Tummeln eines bäumenden Rosses, im Ausschlüpfen großer Humpen Weins aus. Was sollte man in einer solchen Wohnung anfangen? Liebe und Kampf sind die einzigen Beschäftigungen des Edelmannes, wenn nicht ein Minnesänger ihm von der Liebe singt, oder er seine Lanze im Turnier bricht. Daher, wenn die sechs Wintermonate ohne Streit und Turnier, wenn die langweiligen Tage und langen Abende mittels des immer wiederkehrenden *Schachspiels* [kursiv: d.Verf.] vergangen sind, sehnt man sich beim Ausbruch des Frühlings nach dem Erscheinen des Dichters.“¹⁶

¹⁴ Dazu vgl.: D. HOFMANN, Die Welt der Spielkarte, ²1983, S. 12ff.; ferner H. ROSENFELD – E. KOHLMANN, Deutsche Spielkarten aus fünf Jahrhunderten, 1964; H. ROSENFELD, Zur Vor- und Frühgeschichte und Morphogenese von Kartenspiel und Tarock, in: AfK 52 (1970), S. 65ff.

¹⁵ Zitat nach LINDE S. 145.

¹⁶ Nach J. DEMOGEOT, Histoire de la Lit. de France, Paris 1857 p. 61/62. MURRAY kommt zu folgender Einschätzung: *Chess was, however, in the main a game of the upper classes, and this was recognized so generally that it is mentioned again and again in literature as one of the typical chamber recreations of the feudal nobility* (S. 429). ... *The three main features of the life of the noble in the 10th-12th centuries were his isolation, his absence of regular occupation, and the grey monotony of his existence ...* (S. 438).

Es soll den berechtigten Zweifeln hier nicht nachgegangen werden, ob Langeweile und Müßiggang hinreichende Gründe darstellen, seine Existenz zu gefährden und sich Gefahren an Leib und Leben auszusetzen, daß sie die Spiellaune heben, zur Zerstreung und Ablenkung verleiten, wird hingegen jedermann einsehen. Wenn ein spätmittelalterlicher Chronist feststellt, *Vir nobilis dominus Rizandus de Camino dum more nobilium scaccis luderet pro solatio*, so schlägt dem zitierten Rizandus über allem Verständnis auch noch Mitleid entgegen¹⁷.

Daß der mittelalterliche Adel über alle Maßen gerne Schach spielte, ist eine Tatsache, die sich reich und vielfältig belegen läßt. In der bildlichen Darstellung bleibt ihres exemplarischen Charakters wegen unübertroffen eine Miniatur der Manessischen Liederhandschrift, die Markgraf Otto IV. schachspielend mit einer Frau zeigt¹⁸. Oftmals wird das Schachspiel in der höfischen Literatur der Zeit das „ritterliche“, das „königliche“ oder das „edle Spiel“ genannt. Ritter und Edelfrauen sind es denn auch, die in der Artusliteratur wie in der Alexanderdichtung wiederholt schachspielend begegnen. Gottfried von Straßburg hat seinem Versepos „Tristan und Isolde“ eine längere Schachpassage integriert,¹⁹ desgleichen Ulrich von dem Türlin in seiner Fortschreibung von Wolframs „Willehalm“²⁰. Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide verwenden Schachbegriffe zur Beschreibung ihres berühmt gewordenen Literatenstreites am Babenberger Hof zu Wien gegen Ende des 12. Jahrhunderts²¹. Eine Transposition menschlicher Verhaltensweisen in die Regelwelt des Spieles glückt

¹⁷ L.A. MURATORI (Hg.), *Rerum Italicorum Scriptores* XII, 733.

¹⁸ Manessische HS, UB Heidelberg Cpg 848 fol. 13^r; Druck u.a. bei PETZOLD S. 97.

¹⁹ Zu Gottfried VON STRAßBURG vgl. App. Nr. 66; vgl. auch Verf. Lex. III (1981) Sp. 153ff.; NDB 6 (1964) S. 672ff.

²⁰ Bei Ulrich heißt es im „Willehalm“:

*Arabel mit ir rôtem munde
tet im wol schâch, als ir gezam.
ir minnesüeze im benam
mit gedanken hie spiles kunst.
doch naem er, daz vrô Minn ir gunst
im gaebe, für den besten schâch* (V. CI, 1ff)

S. SINGER (Hg.), Ulrich von dem Türlin, Willehalm, 1893 (ND 1968).

²¹ Bei Walther VON DER VOGELWEIDE lautet die Stelle in seinem „Schachlied“ (V.111,22ff.):

*bezzet waere mîner frouwen senfter gruoz!
deist mates buos* (V. 111, 30f.)
Bei REINMAR hatte es im Lied „Ich wirbe um allez“ (1591, 1)
geheißen: *doch swer ich des, sist an der stat
dâz ûz wîplichen tugenden nie fuoz getrat.
deist jenen mat.*

Vgl. (auch die Zitate) P. WAPNEWSKI, Der Sänger und die Dame, in: DERS., *Waz ist minne*, 1975, S. 74ff.

auch Wolfram von Eschenbach und dem Zauberer Klingsor beim legendären „Sängerstreit auf der Wartburg“.²²

Das Schachspiel als Bestandteil bzw. Stereotype adeliger Lebensführung – das konnte in Einzelfällen auch die Kehrseite honorigen Verhaltens dokumentieren. Den Legenden und Sagen waren gerade in diesem Punkt Tür und Tor geöffnet, der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Ob ein flandrischer Graf seine Frau, die ihn beim Schachspiel besiegt hatte, tatsächlich verprügelte, ob die begnadete Würfel- und Schachspielerin Beatrix in Apulien von ihrem eifersüchtigen Gemahl ermordet wurde, wie Salimbene von Parma berichtet, bedarf keiner Überprüfung auf seinen Wahrheitsgehalt, zeigt es doch lediglich, daß mit der Popularisierung des Schachspieles die Grenzen temperierter Unterhaltung vielfach überschritten wurden und blanke Spielleidenschaft zutage trat.²³

Symbiotische Verschmelzungen der Spielmetapher mit anderen Symbolen des Lebens oder Sterbens begegnen im Fortlauf des Mittelalters in zunehmenden Maße. Man hat verschiedentlich auf Verbindungen zum Totentanzmotiv hingewiesen, wenn die Rede davon war, daß Konradin von Hohenstaufen und Rudolf von Habsburg beim Schachspiel vom bevorstehenden Tod unterrichtet worden seien. Der Legende nach soll auch Philipp von Schwaben 1208 in Bamberg am Schachbrett sitzend ermordet worden sein.²⁴

Ohne Bedeutungsschwere kommen Bezüge aus, die das Schachspiel mit der Ehe – der glücklichen wie der unglücklichen – oder der Hochzeitsnacht metaphorisch verknüpfen. Der nicht sonderlich bekannte Minnesänger Otte dichtet in einem Werk über den byzantinischen Kaiser Herakleios (7. Jh.):

*Diu angest tet im ofte wê
Wâ er ein wîp naeme,
Diu dem rîche reht kaeme.*

²² Vgl.: E. EISERHARDT, Die mittelalterliche Schachterminologie des Deutschen, 1906. Hier etwa im „Wartburgkrieg“ Zeile: *Ich wil mit rehter künste iu sagen mates buoz* (S. 17f.). Vgl. u.a.: T.A. ROMPELMANN (Hrsg.), Der Wartburgkrieg, 1939; K. SIMROCK (Hrsg.), Der Wartburgkrieg, 1858; K. BÜTTNER, Der Sängerkrieg auf der Wartburg, 1992; H. BAUMGARTEN, Der sog. „Wartburgkrieg“, Diss. Göttingen 1934.

²³ Vgl. PETZOLD S. 106ff.

²⁴ Ebenda. S. 110ff.

*Dâr umbe forget maneger noch –
Es ist ein schedelich schâch roch.*²⁵

Mit deutlich frivolerer Absicht setzt der Abt Heinrich von Wien im Epos „Apollonius“ das Bild schachspielender Jungvermählter ein:

*Di selbe nacht ward in nit langk,
Sy hetten kurtzwyle vil.
Sy spilten schachzabel spil:
Der herre pegunde genenden,
Er zoch ainen venden,
der sagte der kunigynne mat.*²⁶

Die Verwendung des Schachspieles in der Literatur entweder als szenisches Motiv oder als Metapher mit weiter reichender Bedeutung war so üblich geworden, daß bei Umdichtungen oder Fortschreibungen eine nicht-zitierte Schachstelle mehr Aufsehen erregte als eine der Vorlage entlehnte. Hartmann von Aue beispielsweise hat aus dem „Erec“ Chretiens de Troye die Schachpassage nicht übernommen und damit ungleich mehr philologische Spekulationen ausgelöst als Heinrich von Freiberg, der in der Nachdichtung des Tristan-Epos zumindest in diesem Punkt der ursprünglichen Fassung treu blieb.²⁷

Schach als vom Adel mit Hingabe und Begeisterung ausgeübter Freizeitsport war früh aller Zweckfreiheit und Absichtslosigkeit verlustig gegangen und in die Pflicht nützlichkeitsorientierter, pädagogisch unterwanderter Kanones geraten. Es findet sich zum Beispiel in den „Septem probitates“, einem den „Septem artes liberales“ oder den

²⁵ ERACLIUS V. 1602ff. Zu Otte I vgl. Verf. Lex. VII (1987), Sp. 199ff.; ferner: E. FEISTNER, Ottes Eraclius vor dem Hintergrund der franz. Quelle, Diss. München 1985; „Eraclius“ hg. v. H.F. MABMANN; W. FREY, 1983. Vgl. auch A. CLASSEN, Erotik als Spiel, Spiel als Leben: Komparatistische Überlegungen zur Literatur des europäischen Mittelalters, in: Mediaevistik 2 (1989) S. 7ff.

²⁶ APOLLONIUS: V. 18330-5; Vgl. S. SINGER (Hg.), Heinrichs von Neustadt „Apollonius von Tyrland“, 1967, S. 292. Vgl. Verf. Lex. III (1981) Sp. 838f.

²⁷ Heinrich von FREIBERG - „Tristan“ V. V, 4155:

... *de küene sprach*

zu der küeginne: 'schâch!'

'dâ schâch sprach diu küegin,

'hie buoz mit dem ritter mîn' (WAPNEWSKI S. 94)

Vgl. Verf. Lex. III (1981) Sp. 723ff.; NDB 8 (1969) S. 407f.; Text ed. v. R. BECHSTEIN, 1877, ND 196.

„Septem artes mechanicae“ in deren Anspruch auf unabdingbar notwendige Fertigkeiten des avisierten Standes sowie in der Zahlenallegorese vergleichbarem Programm, das sich jedoch weder an Gelehrte und Geistliche noch an praktisch Arbeitende, sondern an den nicht-tätigen Adel wandte und ihn zu nobler Lebensführung animierte. Als Urheber dieser Lebensregel gilt der getaufte spanische Jude und königliche Leibarzt Petrus Alfonsi († um 1140), der Verfasser einer „Disciplina Clericalis“ – dem ältesten, aus hebräischen und arabischen Quellen konzipierten Novellenbuch des Mittelalters – wo in Kap. 44 als dem Adel gemäße Beschäftigungen aufgezählt werden: *Probitates vero ... sunt: equitare, natare, sagittare, cestibus certare, aucupare, scacis ludere, versificari.*²⁸ Dieses in ostentativer Absetzung zur bürgerlichen Arbeit konzipierte Programm zu luxuriöser Lebensführung gehörte fortan zum Standard ständisch-adeliger Kultur. Abwandlungen des 13. und 14. Jahrhunderts variierten vielfach das Spektrum, blieben jedoch meist minimal und stets darauf ausgerichtet, den Übungen nicht den Charakter leistungs- und erwerbsorientierter Nützlichkeit zu geben. Auf das Schachspiel wird so gut wie nie verzichtet, auch nicht bei Konrad von Würzburg, der in „Der werlde lon“ dichtet:

*Birsen, beizen und jagen
Kunde er wol und treip sin vil,
Schachzâbel und seitenspîl
Daz was sin kurzewile*²⁹

Im „Speculum“ des Johannes Rothes, zu Beginn des 15. Jahrhunderts verfaßt, fallen erstmals bürgerliche Züge auf, stehen ehrliche Arbeit und Gemeiner Nutzen nicht gänzlich außerhalb des Blickfeldes des Verfassers. Rothe parallelisiert in einer interessanten Passage seines Textes die sieben *Artes liberales* mit den sieben adeligen *Probitates* und den scholastischen sieben *Virtutes*. Das Schachspiel findet sich integriert in die höfische Hauskultur:

Dy sibinde: wol gedinen zu tische,

²⁸ Zu Petrus Alfonsi vgl. Lex. d. MAs VI (1993) Sp. 1960f.; ferner: J.H.L. REUTER - P.A. BEAUMONT, Diss. masch. Oxford 1975. Edition u.a.: PL 157, Sp. 671-706, Zitat Sp. 678. ALFONI listet in Fabula III die verschiedenen *artes, probitates* und *industriæ* jeweils in der Siebenzahl auf: *Hæe sunt artes: dialectica, arithmetica, geometria, physica, musica, astronomia, philosophia; ... Industriæ sunt ne sit vorax, potator, luxuriosus, vinolentus, mendax, avarus et de mala conversatione.*

²⁹ Konrad VON WÜRZBURG, Der werlde lôn, V. 26-29; zit. nach MABMANN S. 13. Vgl. Text „Der Welt Lohn“, hg. v. E. SCHRÖDER, Kleinere Dichtungen Konrads von Würzburg, ¹⁰1970, S. 2; s. Verf. Lex. 5 (1985) Sp. 272ff.; NDB 12 (1980) S. 534ff.

*getanczin ouch und gehofiren,
Daz bredspel em nicht laßin entwische
und alliz daz en mag gezcirin.*³⁰

III. Schach und Klerus

Der *ludus scaccorum* gehörte so eindeutig und unverzichtbar zum Bestandteil mittelalterlicher Adelskultur, ja verstand sich zugleich als Sinnbild und Abbild derselben, daß für andere Gesellschaftsschichten ein ähnlich unmittelbarer Zugang nur schwer vorstellbar war, bzw. späterhin nur in dem Maße gelang, in dem der Adel seine soziale Prädominanz einbüßte und sich feudale Lebensformen demokratisierten. Wenn man in der Französischen Revolution durch Umbenennung der Figuren traditionellen Assoziationsmustern ein Ende zu setzen trachtete, spricht dies mehr als viele Belege für die Langlebigkeit eines geradezu idealtypischen Bezuges.³¹

Ein besonderes, durchaus ambivalentes Verhältnis gewann der Klerus zum Schachspiel. Wiewohl die höheren Ränge der kirchlichen Hierarchie fest in Adelshand waren, standen einem ungetrübten Spielgenuß vielerlei, das Schachspiel direkt oder indirekt betreffende Verbote entgegen. Zwar hatte es vermutlich kein generelles, vom römischen Stuhl verhängtes Verdikt gegeben, auch wenn August Potthast gegenüber dem Nestor der Schachliteratur, Antonius van der Linde, von einschlägigen Papstbullen mit Schachverböten spricht.³² Allen Geistlichen hingegen war bekannt, daß das 4. Laterankonzil 1215 sich gegen sämtliche Spiele – auch und besonders gegen die der Rekreation dienenden Würfelspiele, ausgesprochen hatte: „*Die Kleriker*

³⁰ Zitat nach NEUMANN S. 73. Im Bereich der Tugendlehre wird dem Ritter von Rothe ein entsprechender Katalog an Verhaltensweisen anempfohlen, der auch das Spielverhalten umfaßt:

*Di sibir togunde habe er da bi
also ich wil si dir wel bewise:
Dy erste ist daz her meßig si
an tranke und ouch an spise.
Dy andir daz er nicht spele
umme redlich gelt und ander habe
Und phlege dez gerne und vele
und si girig und riße alz abe.*

J. Rothe († 1434) war Ratschreiber, Notar und Kanonikus in Eisenach; er hinterließ ein umfangliches literarisches Werk, darunter seinen „Ritterspiegel“; Ausgabe: H. NEUMANN, J.R., Der Ritterspiegel, 1936. Vgl. ADB LIII, 1907, S. 538-549; HRG IV 1990, Sp. 1166ff.; Verf. Lex. 8 (1992) Sp. 277-285; Lex. d. MAs 7 (1995) Sp. 1050.

³¹ MABMANN S. 118.

³² LINDE S.144.

*dürfen weltliche Ämter nicht bekleiden oder weltliche Geschäfte betreiben, zumal wenn diese unehrenhaft sind; den Vorführungen von Schauspielen, Gauklern, Pantomimen dürfen sie nicht beiwohnen; Wirtshäuser müssen sie gänzlich meiden, es sei denn wenn es auf Reisen nicht anders möglich ist. Der Würfelspiele verschiedener Art sollen sie sich enthalten und solchen Spielen auch nicht beiwohnen.*³³

Korrespondierende Gebote bzw. Verbote finden sich im „Decretum Gratiani“, das, bezeichnender Weise im Zusammenhang mit der Trunksucht, das Verbot des Würfelspieles wiederholt: *Episcopus, aut presbiter, aut diaconus, alea atque ebrietati deseruiens, aut desinat.*³⁴ In den Dekretalen Gregors IX. wird in Anlehnung an das Laterandekret der selbe Sachverhalt generalisiert und verschärft formuliert: *Et tabernas prorsus evitent, nisi forte causa necessitatis in itinere constituti. Ad aleas et taxillos non ludent, nec huiusmodi ludis intersint.*³⁵ Das Trienter Konzil (1545-1563) konnte angesichts der jahrhundertlang eingeübten Rechtspraxis es bei einer Bestätigung belassen: *Statuit sancta synodus, heißt es hier, ut, quae alias a summis pontificibus et a sacris conciliis de clericorum vita, honestate, cultu doctrinaque retinenda, ac simul de luxu, commensationibus choreis, aleis, lusibus quibus cumque criminibus, necnon saecularibus negotiis fugiendis cupiose ac salubriter sancita fuerunt ...*³⁶ In allen Dekreten der allgemeinen Kirchenkonzilien fand – dies sei als argumentum e silentio festgehalten – das Schachspiel keine namentliche Nennung. Spekulation bleibt, ob der *ludus scaccorum* in das generelle Spielverbot integriert war, weil Papst und Konzil eine deduzierte Perhorreszierung opportuner erschien als eine induzierte, oder ob sie, wohl wissend, daß große Teile des Klerus dem Spiel anhängen, einer stillschweigenden Duldung durch unterlassene Stellungnahme vielsagend Ausdruck verleihen wollten.

Anders als die Konzilien kamen die Provinzialsynoden, die üblicherweise direkter auf Alltagsprobleme Bezug nahmen, auch in puncto Schachspiel vielfach konkret zur Sache. 1227 behandelte eine Trierer Synode das allgemeine Spielverbot im Kontext der Klerikerdisziplin und dort unter dem Begriff der *castitas*. Ebenso wie eine Mainzer Synode 1316 verbot es ausdrücklich die *ludos ... schacorum*.³⁷ Eine weitere Trierer

³³ Lat. IV Kap. 16

³⁴ I, Dist. XXXV C. 1; FRIEDBERG I S. 132.

³⁵ Lib. III, Tit. I. II. De cohabitatione; FRIEDBERG II S. 454: *Clerici officia vel commercia saecularia non exercent, maxime inhonesta. Mimis, ioculatoribus et histrionibus non intendunt.*

³⁶ Conciliorum Oecumenicorum Decreta, ed. J. ALBERIGO, etc., 1973, Sessio XXII De reformatione I (p. 738).

³⁷ SCHANNAT/HARTZHEIM, Concilia germaniae 3, S. 534; SCHANNAT 4, S. 260, Art. XII.

Synode untersagte 1310 das Spielen mit *scacci* und *globi*. 1329 faßte eine Würzburger Synode die Spielverbote für Ordensleute folgendermaßen zusammen: *Ludos alearum, cartarum, schacorum, taxillorum, anulorum et globorum monachis et monialibus prohibemus districte*.³⁸

Was regionale Kirchenhäupter als verbindliche Richtschnur – vor allem im 13. und 14. Jahrhundert – durchzusetzen trachteten, stellte sich in der Praxis als durchaus kontrovers diskutiertes Problem dar. Befürworter des Spieles gab es auch unter Theologen nicht wenige.³⁹ Sofern sie sich in der Tradition des Jakob von Cessolis stehend verstanden, hoben sie unter den Positiva des Spieles nicht nur Entspannung und Kurzweil hervor, sondern auch die aus einzelnen Figuren oder ganzen Spielzügen ableitbare Morallehre. Konrad von Ammenhausen, der Mönch und Seelsorger aus Stein am Rhein, gibt in seinem um 1335 verfaßten „Schachzabelbuch“ zu bedenken:

*Swer rehte tuon wölte,
der sölt semlich spil vliehen
und lernen schachzabel ziehen;
dâmite vertrive er menge stunt,
das er niht verlure ein halbes pfunt,
er wölte denne gûden mite.
wölt aber er pflegen guotter site,
er lernte mit schachzabel kluogheit me
denne mit spil, als ich sprach ê.*⁴⁰

³⁸ Zitiert nach MURRAY S. 410, App. 49. Ähnlich war die Situation etwa in Frankreich: Hier untersagte an der Wende zum 13. Jahrhundert der Bischof von Paris, Eudes de Sully († 1208) den Geistlichen den Besitz eines Schachbrettes, während eine Pariser Synode des Jahres 1212 das Schachspielen generell verbot; ein Verbot, das 1254 durch König Ludwig den Heiligen (*Praeterea prohibemus districte, ut nullus homo ludat ad taxillos sive aleis aut scaccis* - LINDE S. 144) und ein Jahr später durch eine Synode abermals eingeschärft wurde (*Praeterea prohibemus districtius quod nullus omnino ad taxillos ludat, sive aleis, sive scacis*), vermutlich auch, weil man Schachspiel und Würfelspiel kombinierte und um Geld spielte.

³⁹ Vgl. auch PETZOLD S. 118ff.; Die Valens des Denkspiels als seriösem „Freizeitsport“ und Schulung der Intelligenz formulierte etwa Berthold von Regensburg und interpretiert den Schutz der Geistlichen sowie der Untertanen für den Adel mit den Worten: *Ez sol iuwer schachzabel sin und iuwer federspil und iuwer tagalt und iuwer kurzewile*. (in: Predigten, hg. v. Ch.F. KLING, 1824, S. 38. MURRAY konstatiert: „By 1250 the early prejudice of the Church against chess had began to weaken in view of the royal and noble patronage of the game, and the monastic orders were freely accepting chess as a welcome alleviation of the monotony of convent life, while a knowledge of chess had spread downwards from the inmates of castle and monastery to the wealthier burgesses and merchants of the towns. It was widely played by the Jews in the Ghettoes“ (S. 428).

⁴⁰ Zu Konrad VON AMMENHAUSEN vgl. u.a. Verf. Lex. V (1985) Sp. 136ff.; NDB 12 (1980) S. 535f.; Text bei VETTER, 1892, V. 18016/24.

Alles in allem wohlwollend äußert sich auch der Tübinger Gelehrte Johannes Aquila (Fermo) in seinem Werk *Opusculum enchiridion appellatum ferme de omni ludorum genere*. Seine Einschränkung bezieht sich auf die Verwendung von Würfeln: *Scacorum absque projectione taxillorum ludus rite circumstationatus videtur clericis inter se ut laycis permissus secundum (glossatores). Ludos sine taxillis prohibitus esse (clericis) non videtur*. Zur Begründung, warum der Klerus Schach ohne Würfelverwendung spielen dürfe, sagt er: *In eo enim humanum in genium exercetur*.⁴¹

Die Kritiker unter den Theologen andererseits beklagten als folgenschweres, sündhaftes und moralisch ruinöses Hauptakzidenz des Schachspieles die lange Spieldauer, die eine unverantwortlich große geistige Konzentration erfordere und damit die Kapazität geistlicher Übungen beschränke. Petrus Damiani, der erwähnte Denunziant des schachspielenden Florentiner Bischofs, vertrat im 11. Jahrhundert die Meinung: ... *venatus, aucupium, alearum insuper furiae, vel scachorum; que nimirum, de toto quidem sacerdote exhibent mimum ...*⁴² Geiler von Kaysersberg († 1510), als spätmittelalterlicher Kanzelredner hochberühmt, stieß mit seinen Vorbehalten in das gleiche Horn: ... *wan schachzabl macht das gemuet weit ußgespreit und verzehrt einer vil zeit darin*.⁴³

Zu der bei extensiver Spielleidenschaft unausweichlichen Vernachlässigung der priesterlichen Verpflichtung zu Meditation und Gottesdienst gesellte sich für viele Kleriker als tadelnswertes Derivat der Umstand, daß Spielpassion und ausgiebiger Alkoholgenuß nicht selten Hand in Hand gingen. Der zwangsläufig intensivere Umgang mit Laien, Aushäusigkeit und eine dem Kleriker nicht anstehende ungezwungene Geselligkeit an Plätzen öffentlichen Lebens erklären die vielfach zu beobachtende kontextuelle Verbindung von Spiel-, Wirtshaus- und Alkoholverbot. John Wycliff hatte die Gefahren wohl vor Augen, als er schrieb: *thei haunten tauernes ... thei fallen to nyse pleies, at tables, chees and hasard, and beten the stretes, and sitten at the tauerne til thei han lost here witt*.⁴⁴

⁴¹ Johannes AQUILA (= GENTNER), *Opusculum Enchiridion appellatum de omni ludorum genere*, Oppenheim 1516, § 30; GENTNER († ca.1518) lehrte Jurisprudenz an der Universität Tübingen; vgl. K.K. FINKE, *Die Tübinger Juristenfakultät 1477-1534*, 1972, S. 172ff.

⁴² MURRAY S. 414

⁴³ Vgl. J. PAULI, „Des hochwürdigen doctor Keiserspergs narenschiff. (1520)“, in: W. TAUBER, *Das Würfelspiel im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, 1987, S. 120.

⁴⁴ Zitat nach MURRAY S. 441.

Schützenhilfe kam den spielskeptischen Theologen dabei vielfach auch von Laien. Walther von der Vogelweide ließ sich schon im 12. Jahrhundert vernehmen:

*Gast unde schâde kumt selten âne haz,
nû büezet mir des gastes,
daz iu got des schâches büeze.*⁴⁵

In der großen Abrechnung, die Hugo von Trimberg einzelnen Ständen dann zu Beginn des 14. Jahrhunderts mit seinem „Renner“ vorlegte, fehlt auch das Schachspiel nicht:

*Nu ist ein ander spil,
des herren pflegen, von dem doch vil
sunden unde schaden kommet gerne:
Schachzâbel ich in das spil nenne.*⁴⁶

IV. Schach und Bürgertum

Als Symbol müßiggängerischen, dabei gleichwohl zeitaufwendigen Vergnügens, einer gewissen Indolenz gar und in jedem Falle intensiver intellektueller Vereinnahmung mußte das Schachspiel städtischen Bürgerschichten lange Zeit fremd bleiben. Das heißt wiederum nicht, daß Bürger nie und nimmer Schach gespielt hätten, im Gegenteil: Belege dafür lassen sich seit dem Hochmittelalter immer wieder und in großer Anschaulichkeit finden.⁴⁷ Vor allem die Vagantendichtung mit ihrer zum Teil scharfzüngigen Frontstellung gegen etablierte Mächte, Formen und Regeln nimmt in einer jugendlich-libertinistischen Unbekümmertheit wenig Rücksicht auf soziale Zuordnungen. Was sich in den „Carmina burana“ noch hinter der lateinischen Sprache versteckt, wird andernorts deutsch vorgetragen. In den allermeisten Fällen sind es Scholaren und weltliche Kleriker, die sich in ihren Trink-, Spiel- und Liebesliedern mit Parodien, Schwänken und Satieren versuchen und, im 13. Jahrhundert etwa, auch eine sehr genaue Beschreibung der Schachfiguren liefern. Man liest hier zum Beispiel über den Läufer:

⁴⁵ V 31, 31ff.; Zitat nach MABMANN S. 12.

⁴⁶ Ebenda S. 12.

⁴⁷ Vgl. grundsätzlich MURRAY S. 439ff.; auch PETZOLD S. 112ff.

*Aber der Dreiweg behütet den Läufer als Bischof,
er wütet so nach hinten und vor
wider der Feinde im Zorn.
Herrn die Kleinen besiegen,
oft doch den Kleinsten erliegen;
Aber der Bauern Schar
drohet die größte Gefahr.⁴⁸*

Ein Schwanklied ganz besonderer Art stellt „Das Schneekind“ dar. Wohl aus dem frühen 13. Jahrhundert stammend, erzählen die 90 Verse von einem Kaufmann, der, zurückgekehrt von einer langen Handelsreise, seine Frau mit einem Kind vorfand. Diese erklärt den unvermuteten Familienzuwachs damit, daß sie aus Sehnsucht Schnee gegessen und so das Kind empfangen habe. Der Mann schien's zufrieden; er ließ den Knaben sorgfältig ausbilden, in vielerlei Disziplinen unterrichten. Nicht zuletzt im Schachspiel:

*er lêrte daz kint under stunden
mit habechen und mit hunden
mit schâchzabel und mit verderspil,
manier hant freuden vil,
mit zuhte sprechen und swîgen,
harpfen, rotten und gîgen
und aller hande seitenspil
und ander kurzwîle vil.⁴⁹*

Später – so endet die Geschichte tragisch – nahm er den Sohn auf eine ausgedehnte Reise mit, verkaufte ihn an einen Händler und berichtete zu Hause seiner Frau, daß Kind sei bei einem Sturm auf dem Meer naß geworden und zerlaufen. Da das Wasser aber stets zu seinem Ursprung zurückkehre, werde das zergangene „Schneekind“, falls sie die Wahrheit gesprochen habe, in sie zurückkehren.

Auf einer ganz anderen literarischen Ebene liegt die Schach-Fabel im wiederholt zitierten „Tristan“ des Gottfried von Straßburg. In ihr spielt der edle Ritter mit einem

⁴⁸ Vgl. u.a. PETZOLD S. 115f.; Text bei MURRAY S. 515ff.

⁴⁹ Ausgabe u.a. H. DE BOOR, Die deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse, 1965; Übers.: P. v. WINTERLING, Deutsche Dichter des lat. Mittelalters ³1922; Lit.: M. LONDNER, Eheauffassung und Darstellung der Frau in der spätma. Märendichtung, Diss. Berlin 1973; Zitat nach L. RÖHRICH, Erzählungen des späten Mittelalters. 1962, S. 204.

Kaufmann Schach und ist über dessen Spielvermögen erstaunt. Der Dialog zwischen Tristan und dem Kaufmann läßt keinen Zweifel, daß das Bürgertum dabei war, sich eine adelige Spieldomäne zu erschließen: *ei, sprach er, edelen koufman, so helfe iu got! und kunnet ir schachzabelspil? Daz saget mir. – ja, sprach ir einer, vriunt, ir ist under uns genuoc, die disen list wol kunnen.*⁵⁰

Neben den literarischen Quellen belehren auch juristische Erlasse über die zunehmende Verbreitung des Schachspiels im bürgerlichen Milieu. Bekannt ist, daß italienische und französische Stadtordnungen des Spätmittelalters das Schachspiel ausdrücklich erlauben. Bologna, Bergamo, Verona oder Marseille sehen im *ludere ad scacos et ad tabulas* kein Teufelswerk.⁵¹ Ambivalenter stellt sich die Situation im deutschsprachigen Bereich dar. In einschlägigen Paragraphen wird nicht immer eindeutig zwischen Schachspiel, Kartenspiel und dem ebenfalls sehr beliebten „Trick-Track“ unterschieden. Dezidierte Aussagen wie sie das Nürnberger Satzungsbuch oder eine Verordnung der Stadt Bockholt, beide aus dem 14. Jahrhundert, enthalten, sind eher die Ausnahme. Im einschlägigen Nürnberger Paragraphen von 1381 lesen wir, daß das Spielen um Geld untersagt oder doch stark eingeschränkt sei – nachdem man bereits 1370 das Würfelspiel prinzipiell verboten hatte –, daß jedoch Volksbelustigungen auf der Hallerwiese (*rennen mit pferden, schiessen mit armbrusten, carten, schofzagal, pretspil und kugeln*) ausdrücklich erlaubt seien.⁵² Bockholts Rat meint zum gleichen Problem: *Allen Börgern, Inwoners, Kindern und Knappen is vom older Insetunge des gemeinen Stades verboden, dat nemand döbelen, crucemunten, of enig Spil spelen sol, dar man Geld meda winnen, of verleuren mach, uppe geiner Steden ofte tiden, buten often binnen Bockholt netgesagt, schaktafln, werftafln bozelen (Kegel) oft dergliken ...*⁵³ Der Neujahrsabend und der Abend des Dreikönigfestes werden gleichzeitig als besondere Spielabende deklariert, Vorsichtsmaßnahmen also, deren unverhohlene Absicht darin bestand, einer ungezügelten Ausgelassenheit durch zeitliche und örtliche Terminierung Einhalt zu gebieten.

Ob der Prediger Johannes von Capestran bei seinen lateinisch gehaltenen, vermutlich simultan übersetzten Bußpredigten 1452 in Nürnberg das Schachspiel in

⁵⁰ Siehe W. SPIEWOK, Das Tristan-Epos Gottfrieds von Straßburg, 1989, S. 58, Vers 2230ff.

⁵¹ Belege bei MURRAY S.440, Anm.63.

⁵² Ebenda.

⁵³ Ebenda.

seine Mahnungen einbezog, ist nicht überliefert.⁵⁴ Daß er Schlitten, Spitzenschuhe und Brettspiele in großer Zahl verbrennen will, läßt auf einen Rigorismus schließen, der demjenigen eines Savonarola nicht unähnlich gewesen sein mag, der in Florenz mit Schachbrettern und Schachfiguren ein Autodaffé veranstaltete. Mit vielfachen Ermahnungen, sich von der Spielleidenschaft nicht übermannen zu lassen, die selbst der tolerante und humorvolle Sebastien Brant in seinem „Narrenschiff“ den Spielern ans Herz legt, war der Popularität des Schachspieles in weiten Teilen der Bevölkerung nicht mehr beizukommen. In Heidelberg wurde 1467 ein Schachturnier abgehalten, von Straßburg berichtet man, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein eigenes Spielhaus eröffnet wurde, in welchem vermutlich auch Schach gespielt wurde.⁵⁵

Von einem exklusiv dem Adel vorbehaltenen Spiel konnte somit gegen Ende des Mittelalters nicht mehr die Rede sein. Das Partizipationsstreben des Bürgertums hatte Bereiche der Adelskultur erfaßt, die vergleichsweise leicht, vielfach auch ohne größeren Einsatz von Mitteln, zu kopieren waren. Widerstände der Obrigkeit, so sie denn erfolgten, trugen im Falle des Bürgertums stets einen vorwiegend ordnungspolitischen oder sozialdisziplinierenden Charakter, waren jedenfalls von weit weniger grundsätzlicher Art als beim Klerus. Dennoch, der *ludus scacorum* wurde zum ludischen Gesellschaftsfaktor mit immenser Akzeptanz auch in den bürgerlichen Schichten.⁵⁶

Wenn wir noch einen Blick ins 16. Jahrhundert werfen, so sehen wir Papst (Leo X.) und Kaiser (Karl V.), die großen Reformatoren und die berühmten Humanisten, ungeachtet ihrer Standeszugehörigkeit Schach spielen: Erasmus von Rotterdam († 1536) war durch das berühmte Schachgedicht des italienischen Bischofs Hieronymus von Vida († 1560), das eine Schachpartie zwischen Apollo und Merkur auf dem Olymp zum Gegenstand hat, auf das Spiel aufmerksam geworden.⁵⁷ Es war fortan offenbar fester Bestandteil seines Tagesablaufes: *und nun folgte auf das Mittagessen*

⁵⁴ Kleine Gundlingische Chronik, LINDE S.144; auch REICKE S. 437: *Montag, nach S. Margaretha Tag kam Joh. Capistranus, ein Barfüßser Mönch und Pabstl. Gesandter gen Nürnberg, den empfieng man mit grosser Herligkeit, er predigte aussen an S.Sebalds Kirche auff einem steinern Predigtstuel, straffet die Pracht und den Hoffahrt hefftig, und hiess alle Schlitten, spitzige Schuh, Wulsthauben, Bretspiel und anders verbrennen, darauff wurden an S. Laurentii auff dem Marckt verbrandt 76 Schlitten, 3640 Bretspiel, 40000 Würffel und ein grosser Hauffe Kartenspiel.*

⁵⁵ Vgl. etwa WICHMANN S. 52ff.; PETZOLD S. 144ff.

⁵⁶ Zur Funktion des Spiels im Mittelalter vgl. J. HUIZINGA, *Homo ludens - Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, 1991, etwa S. 214; siehe auch T. BURKHARDT, *Spiegel der Weisheit*, 1992, S.203ff.

⁵⁷ M.G. VIDA († 1566), Bischof von Alba, verfaßte seinen Traktat über das Schachspiel 1527; Ed. 1537; dt. 1743 und 1830.

*diese wahrhaftig nicht unedle Weise des Spielens; und zwar stehend, wie es seine Sitte ist, würdigte er uns, mit ihm zu spielen. Aber nicht allein die Mahlzeit war immer mit den feinsten Scherzen und den gelehrtesten Erklärungen gewürzt, sondern auch mitten zwischen den Unternehmungen dieses spielenden Krieges hörte man ernste und äusserst friedliche Reden.*⁵⁸ Von Philipp Melanchthon ist überliefert, daß er – wie im übrigen auch Luther – im Schach (auch) die Metaphorik liebte: *Wenn ich reich wäre, so wollte ich mir ein gülden Schach und silbernen Kartenspiele wirklich lassen zurichten zu einer Erinnerung. Denn Gottes Schach und Karte sind grosse, mächtige Fürsten, Könige, Kaiser, da er immer einen durch den andern sticht oder schlägt, das ist aushebt und stürzt. Nun ist Ferdinand die vier Schellen, der Papst die sechs Schellen, der Türke acht Schellen, der Kaiser ist der König im Spiel. Letztlich kommt unser Herr Gott, theilet das Spiel aus, schlägt den Papst mit dem Luther, das ist sein Tauss.*⁵⁹

V. Schach als Sozial- und Moralmetapher

Das Zitat Melanchthons verweist auf eine dem Schachspiel eigenen Interpretationsrahmen, der an Anschaulichkeit und intellektuellen Deutungsmöglichkeiten weit über die symbolträchtigen Bezüge anderer Spiele hinausreicht.⁶⁰ Als Schlüsselfigur für das weite Feld der Schachmetaphorik hat der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebende Dominikanermönch Jakob von Cessolis⁶¹ († nach 1325) zu gelten, dessen *Liber de moribus hominum et officiis nobilium ac popularium: super ludo scaccorum* nicht nur in weit über 100 lateinischen, sondern auch in einer Vielzahl landessprachlicher Handschriften und

⁵⁸ Nach LINDE S.188.

⁵⁹ Zitat LASA S. 153; auch Luther äußert sich ähnlich: ... *Gottes Schacht und karte sind große, mächtige Fürsten, Könige, Kaiser etc., da er immer einen durch einen anderen sticht oder schlägt imperia et regna seint unsers Herrn Gottes schacht spiel* (WA Tr. 1, Nr. 972; Tr. 5 Nr. 6135 - Hinweis U. KÖPF).

⁶⁰ Vgl. etwa A. VIDMANOVÁ, Die mittelalterliche Gesellschaft im Lichte des Schachspiels, in: *Miscellanea Mediaevalia* 12 (1979) S. 323ff.; H.M. GAMER, Politik und Leidenschaft im mittelalterlichen Schachspiel, in: *Atlantische Begegnungen*, Freundesgabe für A. Bergsträsser, 1964, S. 25ff.; B. MALICH, Die spätmittelalterlichen deutschen Spielallegorien als sozialgeschichtliche Quelle, Diss. masch. Halle 1970, S. 65ff.; K.H.W. WACKERNAGEL, Das Schachspiel im Mittelalter, 1846; K. WEINHOLD, Das königliche Spiel, in: *Die deutschen Frauen in dem Mittelalter*, 31897 S. 106ff.; PETZOLD S. 118; MURRAY S. 537ff.

⁶¹ Siehe u.a. P.Ch. JACOBSEN, J.d.C., in: *LMA V* (1991) Sp.257; Th. KAEPPELI, *Scriptores Ordinis Praedicatorum Medii Aevi II*, 1975, S. 311ff; MÜLLER R. A., *Der Arzt im Schachspiel bei J.v.C.*, 1981.

Frühdrucke überliefert ist.⁶² Jakob von Cessolis war nicht der Erfinder der von ihm propagierten sozialallegorischen Ausdeutung des Schachspieles, aber ein exzellenter Kompilator. Als „Vordenker“ vor allem in regeltechnischen Belangen kennt man Alexander Neckam († 1217) und König Alfons den Weisen († 1284); der „Moralitas de Scaccario“ eines Anonymus – vielfach mit Papst Innocenz III. gleichgesetzt – und dem „Breviloquium de virtutibus antiquorum principum“ des Minoriten Johann von Wales († 1303)⁶³ verdankt die Predigtallegorie des Cessolis wesentliche Teile ihrer ständekritischen Einsichten.

Das Spiel selbst interpretierte der Dominikaner als „Welttheater“ auf kleinem Raum. Auf dem Brett fand er die Sündenstadt Babylon dargestellt, wobei unter vielfach variierender Ausdeutung der Symbolzahl 8 die weißen Felder für Leben und Gnade, die schwarzen für Tod und Schuld stehen. Wie späterhin auch seine Epigonen – Konrad von Ammenhausen und Heinrich von Beringen,⁶⁴ Jean de Vignay, William Caxton und viele andere – nutzte Cessolis das Schachspiel in anderer Hinsicht zur Deskription der Ständegesellschaft, wobei er die einzelnen Figuren als Exponenten ihres Standes mit Eigenschaften belegte, die Anlaß zu Kritik, Ermahnung oder didaktisch-homiletischer Belehrung sein mochten. Auf diese Weise wurden in allegorischen Sequenzen einerseits die Amtspflichten der höheren Stände definiert, andererseits aber auch die spezifischen Aufgaben der *Populares*, der Bauern, bedacht, deren Identifikationen mit verschiedenen bürgerlichen Berufen ein gesamtgesellschaftliches Netzwerk mit all seinen Harmonien und Disharmonien sichtbar machte.

Der in Form einer Exempeldichtung geführte „Schach-Krieg“ war nicht ohne gesellschaftspolitischen Zündstoff. Was kein mittelalterlicher Autor den Vertretern des Bauern- und Handwerkerstandes je zugebilligt hätte, nämlich einen Aufstieg in höchste Stände, bis auf den Kaiser- oder Papstthron – sofern die notwendige Tugendhaftigkeit dies erlaubte –, ließ sich via Schachspiel durch den Bauernzug auf

⁶² Editionen u.a.: E. KÖPKE, J.d.C., Liber de moribus ac officiis nobilium super ludo scaccorum, in: Mitt. aus d. HSS. d. Ritterakademie zu Brandenburg, Programm 59, 1879; G.F. SCHMIDT, Das Schachzabelbuch des J.d.C. O.P. in mittelhochdeutscher Prosaübersetzung, 1961; Faksimile: Das Schachbuch des J.d.C., Cod. Palatinus Lat. 961 (Codd. e Vaticanis selecti LXXIV, 1988).

⁶³ Zu Werk und Person s. J. SWANSON, John of Wales, 1989; auch E. RAUNER, J. GALLENIS, in: LMA V (1991) Sp. 577.

⁶⁴ Zu Konrad von Ammenhausen vgl. Anm. 40; auch LMA V (1991) Sp. 1355; zu Heinrich von Beringen vgl. NDB 8 (1969) S. 405ff.; Verf. Lex. III (1981) Sp. 696ff.; Text: P. ZIMMERMANN (Hg.), Das Schachgedicht Heinrichs von Beringen, 1983. Vgl. grundsätzlich H.J. KLIEWER, Die mittelalterliche Schachallegorie und die Schachzabelbücher in der Nachfolge des J.d.C., 1966.

die letzte Linie zumindest theoretisch denken. Jakob von Cessolis formuliert in diesem Zusammenhang: *Nam si quis eorum poterit ad dictam lineam pervenire ... sine damno pervenerit per virtutem, reginae nigrae dignitatem et processum acquirit Nemo tales populares despiciat, qui tam ad imperium quam ad summum pontificatum virtutibus legimus pervenisse.*⁶⁵ Die Statik der mittelalterlichen Ständepyramide – wiewohl die Kirche in diesem Bild ausgeklammert bleibt – wird damit relativiert und soziale Mobilität in ein durchaus akzeptiertes und als legitim empfundenes Gesellschaftssystem zumindest „hineingedacht“.

Die Allegorik des Schachspiels war mit der Ständemetapher keineswegs erschöpft. Selbstredend reflektierten die mittelalterlichen Schachmoralisten auch und insbesondere über das Seelenheil des Spielers und den im Spiel erzielten geistig – seelischen Gewinn. Meister Ingold, wie Cessolis Dominikaner, hatte um 1450 einzelne Spiele regelrecht auf ihren therapeutischen Nutzen hin untersucht und den Befund wie folgt umschrieben: Das Kartenspiel eigne sich zur Bekämpfung der Unkeuschheit, das Tanzen gegen Trägheit, Saitenspiel vertreibe Neid und Haß, das Schachspiel wirke der Hoffahrt entgegen, ja mehr noch, *...die ander ursach dar umb daz spil erdacht ward das ist für [gegen] müssig gan, und das man da bey lernet streiten und fehten und alle kluckayt, da von fil ze sagen wär. Die dritt sach ist das man da bey lernot tugend und gut sitten und manig groß klughait*⁶⁶.

Sofern im Mittelalter – vor allem im ausgehenden – über Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit, Gleichheit und Ungleichheit meditiert wurde, suchten entsprechende Motive der *vanitas* oder des *memento mori*, wie sie in besonders anschaulicher Form in der Totentanzdichtung und -kunst begegnen, ihre allegorische Entsprechung vielfach im Schachspiel. Geraume Zeit vor Meister Ingold⁶⁷ hatte Hugo von Trimberg in seinem „Renner“ das Thema des „Lebens-Gaukelspielles“ angeschlagen:

⁶⁵ KÖPKE (wie Anm. 62) S. 35. Die „Wehrhaftigkeit“ des geeinten Bauernstandes wird dokumentiert durch die Möglichkeit, auch eine „Adelsfigur“ zu schlagen. Bei Meister Ingold findet sich der soziale Aufstieg vom Handwerker zum Adeligen in einer Legende um Kaiser Karl den Großen: *Man lißt von künig Karolus, do er het ain streit verlorn und vil ritter, do machet er ander ritter, und nam anwerkslüt von schwären anwerken die macht er edel und schlug sy ze ritter, als schmid, stainmetz, zümerlüt und maurer ...* (SCHRÖDER, wie Anm.66) S. 39.

⁶⁶ E. SCHRÖDER, Das Goldene Spiel des Meister Ingold, 1882, S. 2

⁶⁷ *... und wenn man das pret auf hebt, so ist das spil auß, und legt man das gestain alles in ain sak; so leit der künig als bald unden in dem sak als obnan, so synd denn al geleich. Also geschicht auch mit dem spil der hoffart, Das pret ist die zeit, gevarbt mit weis des tags liecht, mit schwartz der nacht. So nun die zeit auf gehaben wirt durch den tod, so hat das spil ain end So ist den kainer weder künig noch riter, noch vogt noch herren, sy sind all geleich in dem sack der erden.*“ (ebenda S. 9).

*Disiu werlt ist als ein gaukeltabel,
 Wenne si hât als ein schâchzabel
 Künige und dar zuo künigin,
 Roch, ritter, alten, vendelîn:
 Des hât got wol sîn goukel spil.
 Mit uns, der ez rechte merken wil.
 Der goukeler sprichet: „Wider in die taschen“,
 Sô sprichet unser herre: „Wider in die aschen,
 Von der ir alle sît bekuimen,
 Rîche und arme, boese mit den frumen!⁷⁶⁸*

Beispiele, in denen bildhaft Arme und Reiche in einen Sack geworfen werden wie die Spielfiguren im Fortlauf eines Spieles, lassen sich für das 14. und 15. Jahrhundert mühelos ergänzen. Zu den besonders eindrucksvollen Exempla zählen ein Passus aus der Predigtsammlung Hermanns von Fritzlar aus der Mitte des 14. Jahrhunderts: *Ein meister glichit dise werlt ein schafzabele, da stan uffte kunige und kuniginnen und ritter und knappen und venden; hie mite spilen si. wann si mude gespilet haben, so werfen si den einen under den andern in einen sack. Alse tut der tot: der wirfet iz allez in di erden. Welich der riche sie ader der arme si ader der babist si ander der kunic, daz schowet an deme gebeine: der knecht ist dicke uber den herren geleget, so si ligen in deme beinhuse,*⁶⁹ sowie aus dem späten 15. Jahrhundert die Strophen des Straßburger Totentanzes am dortigen Münster:

*Alles dz do lebt gross vnd klein,
 Dass muss mir werden gemein.
 Babst, könig und cardinal,
 Bischof, Herzog allzumal,
 Graven, Ritter vnd Frawen,
 Burger, knaben und Junckfrawen:*

⁶⁸ Zu Hugo v. Trimberg s. u. a. Verf. Lex. IV (1983) Sp. 268ff.; NDB 10 (1974); „Renner“ ed. durch G. EHRISMANN, 1908ff.; Zitat: V 22541ff.

⁶⁹ PFEIFER, Deutsche Mystiker I S. 164; MABMANN S.86; Eine ähnliche Stelle findet sich etwa bei Walther VON DER VOGELWEIDE (V 22,11ff.):
*wer kan den hêren von dem knehte scheiden,
 swa er ir gebeine blôzez fûnde,
 het er ir joch lebender kûnde,
 sô gewürme dez fleisch verzert?*

*Ich mag vch vss fryen won,
keinen ist desz spiles lon,
Bewarent vch, junck vnd allt,
Vwer Jare sindt vss gezalt,
Lenger will ichs nit gestatten,
Zu tod will ich vch matten.⁷⁰*

Dem Totentanzmotiv verwandt, jedoch mit einer deutlichen Ausrichtung auf das individuelle Schicksal und den singulären Tod präsentiert sich das volkstümliche Genre des „Schicksals- oder Todesschach“. In der „Reimchronik“ Ottokars von der Steiermark († ca. 1321) läßt der Chronist dem König von Ärzten und Ratgebern den Tod prophezeien:

*dô giengens alle gelîch,
dâ de kunic rîch
saz und schâchzabel zôch
al diu freude si flôch,
di si gewonnen bî ir tagen,
dô si dem kunic solden sagen,
daz er sô schiere müeste sterben.⁷¹*

Es fällt nicht schwer, bei diesem Thema das zeitübergreifende zu betonen und mit demselben Motiv den Bogen vom Mittelalter zur Neuzeit zu schlagen: Justus Kerner († 1862), das Haupt der schwäbischen Dichterschule, hat in dem Gedicht „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“ in der Schachmetapher das Bild des sich dem Ende zuneigenden, „ausgespielten“ Lebens evoziert:

⁷⁰ Vgl. LASA S. 152; MABMANN 88; zum Totentanz vgl. u.a.: H. ROSENFELD, Der mittelalterliche Totentanz, ²1968; F.F. KASTEN (Hg.), Totentanz. Kontinuität und Wandel eines Bildthemas vom Mittelalter bis heute, 1992; MALICH S. 157ff.

⁷¹ MGH, Deutsche Chroniken 5,1, 1980, S. 506 (Vers 38916ff.); die Reimchronik läßt auch Konradin und Friedrich von Baden ihre Todesankündigung beim Schachspielen erfahren:

zuo den herren er [der Bote] dô sprach:

'lât iwer schâchzabel spil,

wand iu ist leider daz zil

komen iwer lesten tage (Vers 3196ff. S. 43).

Vgl. M. LOEHR, Der steirische Reimchronist - ein österreichischer Geschichtsschreiber des Mittelalters, 1946; E. KRANZMAYER, Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache, 1950.

*Auf der Burg zu Germersheim,
stark am Geist, am Körper schwach,
sitzt der greise Kaiser Rudolf,
spielend das gewohnte Schach.*

*Und er spricht: 'Ihr guten Meister!
Ärzte! sagt mir ohne Zagen:
wann aus dem zerbrochnen Leib
wird der Geist zu Gott getragen?'*

*Und die Meister sprechen: 'Herr,
wohl noch heut' erscheint die Stunde.'
Freundlich lächeln spricht der Greis:
'Meister! Dank für diese Kunde!'*

*'Auf nach Speyer! Auf nach Speyer!'
ruft er, als das Spiel geendet;
'wo so mancher deutsche Held
liegt begraben, sei's vollendet!'⁷²*

- Abbildungen:
1. Schachpartie Markgraf Otto IV. von Brandenburg mit einer Dame. Zürich ca. 1330. Miniatur aus der Manessischen Liederhandschrift, UB Heidelberg, Cpg 848, fol. 13r. (Druck: Petzold 1987, S. 97).
 2. Jakob von Cessolis, Dominikaner. Miniatur in seiner Schachpredigt ca. 1413. Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. Guelf. 25 Aug. 40 (Druck: Petzold 1987, S. 121).
 3. Zyklus der Schachfiguren. Holzschnitt zu einer französischen Cessolis-Ausgabe. 16. Jahrhundert. Paris, Bibl. National (Druck: Petzold 1987, S. 126).
 4. „Von Bretspil und Schachzabel“. Kupferstich in: F. Petraca, Von der Artzney bayder Glück (1532) (Druck: Petzold 1987, S. 145).

⁷² Zitiert nach: Justinus KERNER, Ausgewählte Werke, hg. v G. GRIMM, Stuttgart 1981, S. 17ff.

5. Schachspiel als Metapher im Totentanzgenre (Meister B.R., Kol. Kupferstich, Berlin, Kupferstichkabinett SMPK).
6. Schachspielendes Paar – Miniatur. In: Giovanni Boccaccio, Decameron. 15. Jahrhundert (Paris, Bibl. National, MS Arsenal 5070).
7. Während Scipio und Laelius Schach-Spielen, spielt der Jurist Scaevola Tennis. Miniatur aus einer französischen Übersetzung des Valerius Maximus. 15. Jahrhundert (London, British Library, MS Harley 4375, fol. 151v).

Prof. Dr. Rainer A. Müller
Katholische Universität Eichstätt
Professur für Geschichte der Frühen Neuzeit
Universitätsallee 1
85072 Eichstätt
Rainer.Mueller@ku-eichstaett.de



1. Schachpartie Markgraf Otto IV. von Brandenburg mit einer Dame. Zürich ca. 1330.



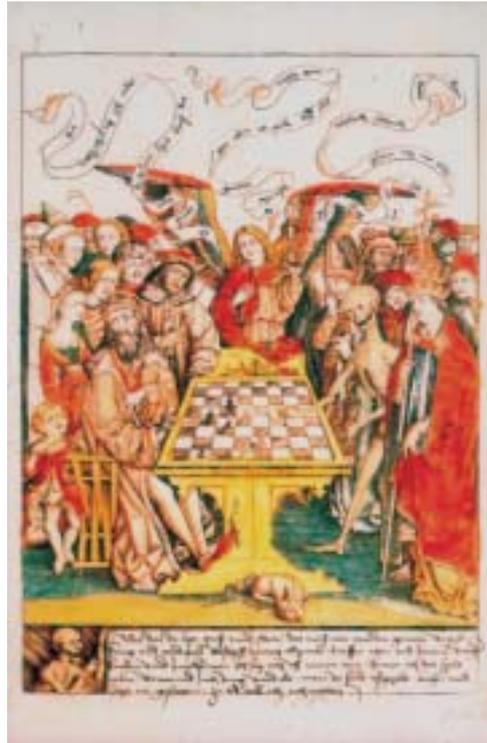
2. Jakob von Cessolis, Dominikaner. Miniatur in seiner Schachpredigt ca. 1413.



3. Zyklus der Schachfiguren. Holzschnitt zu einer französischen Cessolis-Ausgabe. 16. Jahrhundert.



4. „Von bretspil und Schachzabel“. Kupferstich in: F. Petraca (1532).



5. Schachspiel als Metapher im Totentanzgenre.



6. Schachspielendes Paar - Miniatur. 15. Jahrhundert.



7. Während Scipio und Laelius Schach-Spielen, spielt der Jurist Scaevola Tennis.
15. Jahrhundert.